

## Vertreibung aus meiner Heimat

Vor 75 Jahren kam Maria Walch als eine von rund 300 Heimatvertriebenen nach Leahad

Ich kam 1940 als drittes Kind meiner Eltern in Wostiz/Südmähren (heute CZ) zur Welt, wo wir eine kleine Landwirtschaft hatten. Nachdem die Tschechen und Russen in unserem Gebiet immer mehr Phosphatbomben fallen ließen, beschlossen meine Eltern, die Flucht zu ergreifen. Zuvor vergruben sie Einiges von unserem Hab und Gut im Garten.



Maria und ihr Bruder Franz Pretsch auf ihrem Anwesen daheim in Wostiz

Unter Bombenhagel flüchteten wir mit mehreren Familien aus unserem Dorf. Mein kleiner Bruder Leo war zu diesem Zeitpunkt erst ein Jahr alt. Tagsüber versteckten wir uns in den Wäldern und nachts reisten wir weiter. Nach einiger Zeit gelangten wir nach Niederösterreich und fanden in einem Lager Platz. Strohsäcke waren unser Nachtlager. Wir weinten vor Angst, wenn sich Tschechen unserer Behausung näherten. Die tschechischen Soldaten suchten nach den Deutschen und gingen gewaltsam gegen sie vor. Frauen versteckten sich aus Angst vor Vergewaltigungen und Misshandlungen in den Scheunen. Die Soldaten durchstocherten die Stroh- und Heuhaufen, um fündig zu werden. Wie lange wir uns in dem Lager aufhielten, weiß ich nicht mehr.

Mein Vater, der als Soldat im Krieg war, war zu dieser Zeit gerade wegen Kriegsverletzungen zu Hause. Er musste aber bald wieder zurück an die Front, wurde jedoch unterwegs unterrichtet,

daß der Krieg so gut wie verloren sei und er, wenn er zur Front zurückkehrt, in Gefangenschaft kommen würde. Daher kehrte er wieder um und kam Gott sei Dank zu uns zurück. So konnte unsere Familie zusammen bleiben.

Als sich die Lage etwas beruhigt hatte und der Krieg vorbei war, konnten wir zurück in unser Dorf. Jedoch bot sich dort ein Bild des Schreckens. Die Häuser unserer Straße waren geplündert und ausgebrannt und auch die vergrabenen Sachen waren alle weg. Lediglich eine schwarze Ruine, unser alter Pferdestall, stand noch. Vater räumte alles so um, dass wir darin wohnen konnten. Die Tschechen, die unser Dorf besetzt hatten, gaben uns zu verstehen: Du hier nix mehr, alles meins! Und so hatten wir nur noch das, was wir bei der Flucht mitgenommen hatten. Auch unser Anwesen gehörte uns nicht mehr. Es wurde uns einfach weggenommen. Wir Deutsche bekamen auf unsere Kleidung ein „N“ aufgenäht - für „Nemec“, das heißt Deutscher. So waren die Deutschen erkennbar. Mein Vater arbeitete wie andere aus unserem Dorf für einen tschechischen Gutsherrn. Teilweise mussten sie die Felder bestellen, die zuvor ihr Eigentum waren. Nach und nach wollten die Tschechen die deutschen Leute nicht mehr hier haben. So wurde im Januar 1946 angefangen, die Familien zu vertreiben.

Unsere Familie kam als eine der letzten aus unserer Heimat weg. Wir wurden in die Kreisstadt gebracht, wo unsere Reise ins Ungeheure begann. Vor der Ausweisung mussten wir jedoch eine Woche in einem Lager ausharren, da immer ein ganzer Trupp abtransportiert wurde und in unserem Trupp zwei Tanten von mir mit einem nicht definierbaren Ausschlag waren. Mit den wenigen Habseligkeiten wurden wir zusammen mit anderen Familien in einen Waggon eines Güterzugs

gepfercht, der von außen verschlossen wurde. Für die Notdurft stand in der Ecke ein Eimer. So wurden wir Richtung Deutschland abtransportiert. Kurz vor München entgleiste unser Zug. Der Waggon hinter unserem durchbohrte die Rückwand, auf der ich ganz oben neben den ganzen Sachen saß. Zum Glück hatte ich einen Schutzengel und rutschte durch den Aufprall runter, sonst hätte ich die Reise nicht überlebt.

Zwangswise mussten wir dann eine Woche in Allach in einem Lager ausharren, bis wir wieder in einen Güterzug gesetzt wurden. In Aichach angekommen wurden wir zusammen mit vielen anderen Vertriebenen in der Landwirtschaftsschule einquartiert, wo Familien mit Kleinkindern in festen unbeschädigten Unterkünften wohnen durften. Andere wurden in bombardierten Häusern untergebracht, in denen es kalt war, weil teilweise die Fenster fehlten. Aber man war froh, wenigstens ein Dach über dem Kopf zu haben.

Das Flüchtlingsamt in Aichach musste sich um uns Vertriebene kümmern und so wurden wir Ende August 1946 mit einem LKW nach Sainbach gebracht. Dort sollte unsere Familie getrennt werden, da der Platz knapp war: der Vater mit zwei Kindern und die Mutter mit den zwei anderen Kindern woanders. Doch da spielten meine Eltern nicht mit, so dass sich der damalige Bürgermeister Zeitlmeir um eine Unterbringung von uns im Dorf bemühte und wir zusammen im Sainbacher Schulhaus - zu sechst in ein Durchgangszimmer - einziehen durften. Er wollte, daß unsere Familie bleibt, denn sie brauchten meinen Vater wegen der vielen nicht aus dem Krieg zurückgekehrten Männern für Arbeiten in der Landwirtschaft. Das Schulhaus war zu diesem Zeitpunkt noch von zwei Frauen belegt, die missmutig ausziehen mussten. Damit wir was zu essen hatten, brachte uns die Nachbarin einen Laib Brot. Betten hatten wir nicht, wir schliefen wieder mal auf Strohsäcken.



Im August 1946 kamen wir im ehemaligen Schulhaus in Sainbach unter.

Nachdem wir einen festen Wohnsitz hatten, Vater beim heutigen Riemen-sperger (damals Bestele) in Ainertshofen und Mutter als Tagelöhnerin in der Landwirtschaft



Maria Walch, damals Neubürgerin, jetzt „alteingesessen“ und tief in Leahad verwurzelt

arbeitete, begab man sich auf die Suche nach Verwandten. Mein Vater traf auf dem Amt in Aichach zufälligerweise seine jüngere Schwester, die ebenfalls auf der Suche war. Die Freude war groß und nach und nach wurden auch die Eltern, Tanten und Onkel gefunden. Meine Großeltern waren in Mainbach untergekommen.

Auch wenn wir zu diesem Zeitpunkt angekommen waren, so war es für unsere Eltern doch ein großer Kraftakt, uns Kinder mit dem wenig Hab und Gut, das wir hatten, zu versorgen. Durch die fleißige Arbeit unserer Eltern konnten wir bald geregelt essen. Weil ich so dünn war, bekam ich Lebertran. Unsere Mutter nähte uns aus Stoffresten, die man in Aichach günstig kaufen konnte, Kleidung. Wir Kinder konnten dann endlich die Schule besuchen und schreiben und lesen lernen. Nach der Ernte sammelten wir am Acker die Ähren und tauschten sie in Mehl um. Feuerholz sammelten wir im Wald, um die Stube warm zu bekommen. Auch beim Kartoffelernten halfen wir Kinder mit, damit wir als Gegenleistung etwas zu essen bekamen. Die Gemeinde Sainbach stellte uns einen Fleck Acker zur Verfügung, auf dem wir Getreide, Obst und Gemüse für uns selbst anbauen konnten.

In der Schule lernten wir andere Kinder kennen und fanden so bald ein paar Schulfreunde. Für die Erwachsenen war die Integration sehr viel schwieriger, da Flüchtlinge und Vertriebene nicht gern gesehen waren und mitunter unter abfälligen Bemerkungen leiden mussten. Der Neustart war anfangs sehr schwierig. Jedoch fühlten wir uns mit der Zeit hier zu Hause und sind allen Menschen hier unendlich dankbar, die uns in unserer ersten schweren Zeit hier in Sainbach unterstützt und uns eine neue Heimat gegeben haben. Die Vertreibung hatte für uns ein Ende und unsere Familie konnte mit festem Wohnsitz in einer fremden Gegend ein neues Leben aufbauen.

Verfasser: Maria Walch